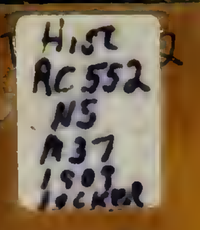


Neurasthenische Entartung

einst und jetzt.

Tröstliche Betrachtungen eines Kulturoptimisten.

Von

Professor Dr. Friedrich Martius.

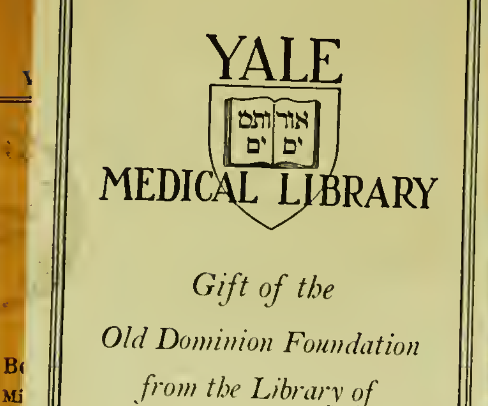


LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1909.

Verlags-Nr. 1606.

...iten.

...Ärzte



B... . Heftes:

Mi... ...volle Werk, das bereit... ...aß der Verfasser, desser... ...e wir auch diesmal w... ...ie Abfassnng des letzte... ...nn so haben wir ein g... ...rk erhalten, das beruf... ... als Leitstern zu diene...

G... ...on der Heredität, d. h. der ererbten Krankheitsdisposition ... ...n Heft. Der Verfasser hekennt sich als ein strikter Anhänger der Weismannschen Hypothese von der Kontinuität des Keimplasmas. Eine direkte Vererbung erworbener pathologischer Eigenschaften lehnt er völlig ab. Für die Pathologie kommen nur Keimesverschlechterungen (Alkohol) und Varianten der sonst artgleichen Determinanten in Betracht. Für die richtigo Benrteilung der letzteren ist einmal die — zufällige — Chromosomenmischung nnd zweitens die Ahnentafel von Bedentung. Welche Fehler durch ungenügende Berücksichtigung der letzteren nnd durch die falsche Bewertung des „Familienbegriffes" eingeführt werden, zeigt M. an einigen treffenden Beispielen.

Es ist dringend zu wünschen, daß das M.'sche Werk einen großen Leserkreis unter den Ärzten findet, damit endlich mit dem falschen Begriffe der ererhten Krankheit aufgeräumt wird.

Zentralblatt f. innere Medizin 1909, Nr. 21.

In dem vorliegenden Hefte hringt Martius seine bekannte Darstellung der Pathogenese innerer Krankheiten zum Abschluß. Auch dieses Schlußheft zeigt die bekannten Vorzüge des ganzen Werkes. Von Anfang his zu Ende fesselt es durch die originelle, fließende Darstellung, dnrch die übersichtliche Wiedergabe der grundlegenden, speziell zoologischen Literatur. In überzengender Diskussion lehnt Martius entsprechend der Weismannschen Lehre die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften ab. Mit Recht betont er wiederum, daß zur Würdigung ererbter Eigenschaften einer Person ihre gesamte Ahnenreihe berücksichtigt werden muß, daß die übliche Betrachtung der väterlichen Aszendenz allein ein ansreichendes Urteil üher ererbte Eigentümlichkeiten nicht gestattet. Theoretisch ist das sicher richtig, und es ist ein großes Verdienst des Martiusschen Buches, daß es dem in der medizinischen Literatur häufigen Mißbrauch der Bezeichnnng „Vererbung" entgegentritt. Praktisch ist es ja, wie Martius selbst betont, fast nur bei fürstlichen Familien möglich, die gesamte körperliche und geistige Erhmasse eines Individnums zn kennen. Es wird aber schon ein großer Gewinn sein, wenn dem unrichtigen Gebrauche des Hereditätshegriffes gesteuert wird.

Deutsche medizinische Wochenschrift, 7. Jan. 09.

Die Lektüre dieses Heftes kann jedem, der sich üherhanpt für die Vererhungsfragen, nicht nur für die Vererbung von Krankheiten interessiert, dringend empfohlen werden. Bei der Kritik mancher Vererbungstheorien geht der Verfasser mit scharfer Logik, die hentzntage leider immer seltener wird, vor. . . . .

Prager medizinische Wochenschrift 1909, Nr. 1.

Neurasthenische Entartung

einst und jetzt.

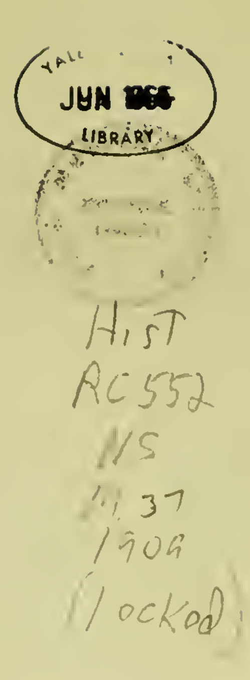
Tröstliche Betrachtungen eines Kultur-
optimisten.

Von

Professor Dr. Friedrich Martius.



LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1909



Verlags-Nr. 1606.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Praktische Propaganda zur Erreichung eines politischen, sozialen, ethischen Kulturfortschrittes und wissenschaftlich-nüchterne Ursachenforschung vertragen sich schlecht miteinander. Erstere übertreibt tendenziös und muß übertreiben, wenn sie ihr Ziel erreichen will. Es ist wie beim Handel im Orient. Um 100 Piaster für die Ware zu erhalten, muß man 1000 fordern. Will man in dem absolut notwendigen Kampfe gegen die volks- und kulturfeindliche Alkoholpest die Trägen und Gleichgiltigen aus ihrer Ruhe aufschrecken, so darf man vor der — physiologisch-grotesken — Behauptung nicht zurückschrecken, daß jeder Tropfen Alkohol in jeder Form und unter allen Umständen ein protoplasmamordendes Gift sei.

Die wissenschaftliche Forschung ist ihrer Natur nach tendenzlos. Sie verleugnet und vernichtet sich selbst in dem Augenblick, in dem sie sich verleiten läßt, zum guten Zweck auch nur um eines Haares Breite zu übertreiben. Wenigstens bewußt darf sie es nicht. Die menschliche Wissenschaft — und eine andere kennen wir nicht, wo der Offenbarungsglaube anfängt, hört unsere Wissenschaft auf — die menschliche Wissenschaft

wird von Menschen gemacht, ist also dem objektiven Irrtume unterworfen. Ihre Entwicklung kann nur allmählich der Asymptote der reinen (absoluten) Wahrheit sich nähern, nie sie erreichen. Darum soll die exakte Wissenschaft bescheiden sein, des provisorischen Charakters ihrer jeweiligen Resultate sich bewußt bleiben. Aber sie soll, soweit es eben geht, d. h. für den irrenden Menschen möglich ist, in der Absicht jede Tendenz ausschließen. Jede bewußte Fälschung — auch die zum guten Zweck — ist in der Wissenschaft die Sünde wider den heiligen Geist (eben der Wissenschaft), die nicht vergeben wird.

Auch in der Wissenschaft, wie im Leben, scheiden sich die Anlagen und die Temperamente. Keiner der wenigen großen Religionsstifter und der vielen kleinen Sektenführer, die die Geschichte der Menschheit kennt, ist gerade wissenschaftlich besonders veranlagt gewesen. In Luther war der Reformator größer als der Erkenntnistheoretiker. Und umgekehrt hat Kant nie auf die Massen gewirkt. In vielen besonders lebhaften Köpfen vermischt sich beides, ringt um die Herrschaft. Haeckel wäre nicht eine der viel umstrittensten geistigen Persönlichkeiten unserer Tage, wenn der monistische Prophet in ihm dem wissenschaftlichen Zoologen nicht immer wieder den Rang streitig machte.

Weil Darwin — ganz unabhängig von seiner ausgesprochen christlichen Weltanschauung — getrieben von seinem wissenschaftlichen Dämon reiner natur-

wissenschaftlicher Ursachenmensch war und blieb, deshalb konnte und kann ihm auch der eifrigste Zelotismus moralisch — trotz besten Willens — nicht an den Wagen.

Geistige Strömungen, die die Zeit beherrschen, können ihren Ausgang nehmen von neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen. Ihre propagandistische Kraft, ihre fortreißende Stärke erhalten sie von den den Tatsachen voraneilenden Ideen der ethisch-aktiv und intellektuell-seherisch veranlagten Intelligenzen.

Mögen die Differenzen im einzelnen noch so bedeutend sein, der große Entwicklungsgedanke als wissenschaftliches Prinzip wird kaum mehr ernsthaft bestritten. Ungeheuer sind seine ethischen und praktischen Konsequenzen.

Nietzsche, der moralische Umwerter aller Werte, hat wohl kaum jemals ernsthaft mit den modernen biologischen Problemen, die unsere Zeit beherrschen, sich beschäftigt. Aber schon das eine Wort vom Sichhinaufpflanzen und nicht minder das von der Züchtung des Übermenschen, die das Ziel aller Entwicklung sei, beweist, wie auch ihn der Entwicklungsgedanke gepackt hat. Unsere ganze neuere Literatur ist durchtränkt von Vererbungsideen und Entartungsproblemen. Ibsen, der psychologische Grübler, steckt voll davon. Zola und Thomas Mann wagen sich an das ungeheuere Problem, die Entwicklung und den Verfall einer Familie im streng naturalistischen Sinne, aber in vollendet künst-

lerischer Form dichterisch-episch zu schildern. Der Verfall einer Familie — als wenn das so selbstverständlich wäre! In einer Zeit beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwunges hat die Popularisierung des Entwicklungsgedankens mit fast elementarer Gewalt sein Gegenbild erzeugt, die Furcht vor dem Niedergang, der drohenden Degeneration. Und diese Furcht greift wie ein fressendes Geschwür um sich. Einer spricht und schreibt es dem anderen nach, bis alle Welt davon überzeugt ist, daß es „völkisch" unaufhaltsam bergab geht.

Großen Eindruck gerade auf die Kreise der „Intellektuellen" hat vor Jahren Max Nordaus Buch „Entartung" gemacht. Wenn dieser geistreiche, aber paradoxe, medizinisch gebildete Publizist kurzerhand Richard Wagner, Ibsen, Tolstoi, Nietzsche und andere Geistesgrößen unserer Zeit für halbverrückte Idioten, jedenfalls für typisch degeneriert erklärt, so liegt die Übertreibung auf der Hand.

Sehen wir uns daher nach anderen Zeugnissen um. In einem recht lesenswerten und von edelster Gesinnung getragenen, populärwissenschaftlichen Buche: Wen soll ich heiraten? Eine neue Antwort auf eine alte Frage, Berlin 1907, schildert Dr. Schmidt-Gibichenfels in drastischen Farben, wie gegenwärtig immer mehr die „erblichen Einflüsse der Belastung sich häufen" und wie es schließlich zu den schwersten Formen der „Familienentartung" kommen müsse, um dann fortzufahren:

„Genug des Traurigen, Widerwärtigen, Ekelhaften,

das die Betrachtung der zahlreichen und mannigfachen Erscheinungen der erblichen Krankheitsbelastung hervorruft. Es fragt sich nun, ob man denselben auch weiterhin so achselzuckend, so ratlos und tatlos gegenüber stehen soll, wie bisher. Meiner Ansicht nach kann das unter keinen Umständen mehr so bleiben. Die Kulturmenschheit müßte sonst in überraschend kurzer Zeit im Sumpfe der Entartung ersticken. Es ist Gefahr im Verzuge. Mit jedem Jahre wird die Zahl der wirklich Gesunden, an Leib und Seele Kraftvollen kleiner und damit die Möglichkeit, dem Übel abzuhelfen geringer; denn von den bereits Entarteten ist ein so unerhörtes Aufraffen der Entschluß- und Tatkraft, wie es hierzu erforderlich ist, nicht zu erwarten."

Das sind starke Worte. Wer ist Herr Dr. Schmidt-Gibichenfels, der selbst vor den schärfsten gesetzlichen Maßnahmen nicht zurückzuschrecken mahnt, um „die Eheschließung und Kindererzeugung der in größerem Maße erblich Belasteten zu verhindern?"

Nun, jedenfalls befindet er sich nicht in schlechter Gesellschaft.

v. Krafft-Ebing, einer der hervorragendsten Nervenärzte der neueren Zeit, schildert in seinem klassischen Artikel: Nervosität und neurasthenische Zustände (Nothnagels Spec. Pathol. u. Ther. XII. Bd., 2. Hälfte 1899) ausführlich die „Schäden unseres modernen Kulturlebens für die Integrität des Nervensystems" und meint,

das Angeführte werde vollauf genügen, „um die Nervosität des heutigen Menschen begreiflich zu finden”. Wenn er die „fatale Überhandnahme dieser Infirmität” für eine „hoffentlich nur episodische Erscheinung im Kulturleben” erklärt, so spricht das, im Gegensatz zu Dr. Schmidt-Gibichenfels für einen schönen Optimismus, ändert aber nichts an der Tatsache, auf deren Feststellung es uns hier ankommt, daß auch dieser ausgezeichnete Beobachter es für selbstverständlich erklärt, daß unser an sozialen Entwicklungen, Umwälzungen, sich überstürzenden Erfindungen überreiches Zeitalter die nervöse Entartung zur notwendigen Folge hat.

Freilich — Beweise suchen wir vergebens. Die Ausführungen v. Krafft-Ebings sind der Ausdruck der subjektiven Erfahrung des vielbefragten Nervenarztes, dem das in körperlicher und geistiger Beziehung konstitutiv minderwertige Menschenmaterial in überwältigender Fülle vor Augen steht.

Und wie ihm, so geht es den anderen Nervenärzten und Praktikern auch. Wo immer wir in die moderne medizinische Literatur hineingreifen, wir finden dieselbe Überzeugung, dieselben beweglichen Klagen.

Wenn Laehr (Die Nervosität der heutigen Arbeiterschaft. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach dem Zusammenhange zwischen Nervosität und moderner Kultur, Allg. Ztschr. f. Psychiatrie, 66. Bd., Berlin 1909) von „dem lähmenden Pessimismus spricht, der uns gegenüber so vielen Stimmen befallen wolle,

welche von einem hoffnungslosen Degenerativprozeß unseres Volkes reden", wenn Lennhoff in der Diskussion zu dem Vortrage Cramers über die Ursachen der Nervosität und ihre Bekämpfung auf der XXXIII. Versammlung d. D. Vereines f. öffentliche Gesundheitspflege zu Wiesbaden 1908 von der „Verzweiflung spricht, die sich im Volke bezüglich der Nervosität immer weiter ausgesprochen hat", so sind das einzelne Äußerungen unter vielen, die die allgemeine Stimmung wiedergeben.

Natürlich fehlt es nicht an Versuchen, unserem Problem wissenschaftlich exakt zu Leibe zu gehen. Die sehr gründliche Studie von Dr. Walter Claasen (Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 3. Jahrgang, 1906): Die Frage der Entartung der Volksmassen auf Grund der verschiedenen, durch die Statistik dargebotenen Maßstäbe der Vitalität, mag als Paradigma dienen. Ich kann nicht finden, daß durch diese Arbeit die Degeneration eine „nachgewiesene Tatsache" ist. Sie beweist vor allem, wie außerordentlich komplex die ganze Frage bei näherem Zusehen sich darstellt. Das entgeht auch dem Verfasser selber nicht. „Der Überblick über die verschiedenen Maßstäbe der Vitalität, den ich auf Grund der diskutierten Details gebe, zeigt, wie verschieden der Stand und die Entwicklung der Lebensenergie der Nationen beurteilt werden muß, wollte man nur einen Maßstab zugrunde legen." Um so mehr überrascht es, daß Claasen vom Niedergang der Kulturmächte, wie von einer selbstverständlichen Sache spricht

und dem „verfaulten Westen" den baldigen Untergang prophezeit. „Wenn jemals die heute in passiver Ruhe, aber in ungebrochener Lebenskraft verharrenden Mächte: Rußland und China ihre aktiven Führer finden, dann hat die Stunde des Unterganges der europäischen Zivilisation geschlagen." (Als ob Rußland, wenigstens in seinem führenden Teil, nicht auch zu Europa gehörte.) Und weiter: „Wenn es Japan gelingt, seine leidenschaftliche Aktivität in wirtschaftlicher Beziehung einzudämmen und aufs militärische Gebiet zu beschränken, kann es nicht zweifelhaft sein, daß diese Nation der Testamentsvollstrecker des Panslawismus sein wird." (Vorläufig haben Rußland und Japan, nach Claasen die Hauptfeinde der westeuropäischen Kultur, sich noch gegenseitig paralysiert.) Überhaupt dieses Japan! Der unerwartete Sieg des agilen Zwerges über den trägen und stark verlotterten Riesen Rußland ist allen rassebewußten „Ariern" stark in die Knochen gefahren.

Noch mehr als bei Claasen tritt das in den merkwürdigen, aber durchaus ernsthaft zu nehmenden Spekulationen des Prager Philosophieprofessors Christian v. Ehrenfels hervor. Auch für ihn steht es unwiderleglich fest, daß, wenn nicht bald Hilfe kommt, die degenerierenden weißen Rassen im Kampf ums Dasein gegen die Mongolen sich nicht mehr behaupten können. Auch hier keine Beweise. Charakteristisch sagt v. Ehrenfels (Die konstitutive Verderblichkeit der Monogamie und die Unentbehrlichkeit einer Sexualreform. Archiv für

Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 4. Jahrgang, 1907): „Unsere abendländischen Kulturvölker unterliegen einer Reihe von durch den Menschen selbst geschaffenen Einwirkungen, von denen von vornherein feststeht, daß sie Entartung zur Folge haben müssen."

Auch diese Überzeugung, daß gerade die fortschreitende moderne Kultur es sei, die nervenzerrüttend wirke, findet sich immer wieder ausgesprochen. „Unsere Kultur," sagt Moebius, „ist nur für den der Betrachtung wert, der sie in Berücksichtigung der Nervosität anschaut." Umgekehrt Hellpach: „Verständnis für die Nervosität kann nur der haben, der sie nicht rein medizinisch, sondern als Kulturproblem ansieht." Und His meint: „Die Nervosität in allen ihren Formen zeigt so offenkundige Abhängigkeit von kulturellen und sozialen Bedingungen, daß ihre Entstehung, ihr Wesen ohne das Studium des Kulturzustandes gar nicht verstanden werden kann." (Zitiert nach Laehr.) Ja, Max v. Gruber, der bekannte Münchener Hygieniker, meint: Wie ein Fluch der Götter scheine es auf allem zu liegen, was glänzend, reich und mächtig geworden ist, Familie, Stand, Volk, daß es bald sterben muß! Der jähe Sturz von stolzer Höhe in Verderben und Tod ist etwas so Häufiges und Regelmäßiges, daß viele Forscher als unentrinnbares Naturgesetz den Satz aufgestellt haben: „Die Kultur verzehrt den Menschen."

Schon greift dieselbe Stimmung in das Lager der Historiker und Nationalökonomen über. Iu Lamprechts

„Deutscher Geschichte" finden wir (nach Laehr) eine eingehende Schilderung der Entwicklung des Volksseelenlebens von den primitivsten Regungen bis zu dem komplizierten Seelenzustand des modernen Kulturmenschen, den er (Lamprecht) mit der Nervosität identifiziert, und Sombart schildert in seiner „Deutschen Volkswirtschaft des 19. Jahrhunderts" die charakteristischen Züge des neuen Geschlechtes, die er in einer „Unstetheit, Unruhe und Hast des inneren Menschen sieht, hervorgegangen aus der Unbeständigkeit aller äußeren Lebensbedingungen und der von dem verschärften Kampf ums Dasein aufgezwungenen Intensivierung, d. h. Beschleunigung der Lebensführung" usw.

Schildert der große Historiker (Lamprecht) mit beredten Worten das Hasten und Jagen des modernen Lebens, die Gewohnheitsempfindungen der Sorge und das höchst gesteigerte Verantwortungsgefühl, die endlosen und ewigen Arbeiten, den unablässigen und raschen Wechsel der Affekte usw., als die Hauptmomente, die die „Reizsamkeit" (wir Mediziner sagen Reizbarkeit) des modernen Menschen verschulden, so behauptet der Philosoph v. Ehrenfels, als das allerschlimmste rassenschädigende Moment — die Monogamie erkannt zu haben. Kurzerhand will er sie abgeschafft und durch eine polygyne Weltordnung ersetzt sehen. Damit wirft er unsere ganze mühsam errungene, ethische Kultur über den Haufen. Ich kann das hier nicht weiter ausführen. Nur als klassischer Zeuge dafür soll uns

v. Ehrenfels dienen, wie tief bei diesem Denker die Überzeugung von der unter den jetzigen Kulturverhältnissen unaufhaltsamen Rassendegeneration, der wir entgegentreiben, sein muß, wenn er ernsthaft Reformvorschläge machen kann, derart, wie sie jeder interessierte Leser in seinen Schriften selbst nachlesen mag. —

Eine Hauptschwierigkeit, wissenschaftlich diesen die Menschheit immer mehr bewegenden Problemen näher zu kommen, liegt in der Unbestimmtheit und Unklarheit der Begriffe, mit denen gearbeitet wird. Was ist „Entartung"? Diese Frage muß eindeutig beantwortet werden, ehe wir der Lösung des Problems nähertreten können, ob wirklich „mit jedem Jahr" unser deutsches Volk, die europäische Völkerfamilie, die weiße Rasse — Schmidt-Gibichenfels sagt gleich: die ganze Kulturmenschheit tiefer und tiefer in den Sumpf der Degeneration hineingerät, um rettungslos darin zu ertrinken.

„Entartung," sagt Näcke mit Recht, „setzt vorherige Gesundheit des körperlichen oder sozialen Organismus voraus. Nun ist aber Gesundheit, Normalität ein durchaus subjektiver Begriff und dasselbe gilt auch vom Worte: Entartung, dessen Definition noch immer hin und her schwankt."

Meiner Meinung nach läßt sich der Begriff Entartung (Degeneration) nur wissenschaftlich biologisch fassen. Es ist darunter jede Abweichung vom Typus (d. h. vom mittleren Durchschnitt des gesunden Menschen)

zu verstehen, soweit sie erstens vererbbar und zweitens der Art schädlich ist. Weiter vererbbar sind nur solche Abweichungen, die selbst ererbt waren, d. h. in der Anlage aus dem Keimplasma der Eltern stammten. Neuerwerbungen des Soma werden nach erlangter Artfestigkeit nicht weiter vererbt. Ich nehme diesen vielumstrittenen Satz für die weiteren Ausführungen als bewiesen an. (Vgl. die ausführliche Diskussion dieses Prinzips in meiner Pathogenese innerer Krankheiten, Heft 4, 1908.) Daß die Artabweichungen, wenn sie unter den Begriff der Degeneration fallen sollen, artschädlich sein müssen, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Zu den rasseschädlichen Abweichungen vom gesunden Typus gehören, das wird von keiner Seite bestritten, die Funktionsanomalien, die seit Beard (1880) unter dem Namen der Neurasthenie zusammengefaßt werden. Ja, es ist leicht ersichtlich, daß sie das Gros der Veränderungen ausmachen, an die bei der Frage der Rassendegeneration in erster Linie gedacht wird. Wir können sie daher als Paradigma nehmen, wenn wir an einem einzelnen Beispiel die Frage erörtern wollen, ob wirklich die Degeneration gegenwärtig unaufhaltsam progressiv ist. Dieses Paradigma ist um so brauchbarer für unsere Zwecke, als von keiner anderen Anomalie, auch von den eigentlichen Geisteskrankheiten nicht, mit solcher Bestimmtheit behauptet wird, daß sie in geradezu unheimlicher Weise um sich greife, ja daß sie überhaupt

eine ganz neue Erkrankung sei, insofern sie geradezu den Typus der durch die modernen Kultursünden neu erzeugten Degenerationskrankheiten darstelle.

Diese Behauptung stammt bekanntlich von Beard, dem Vater des „unerhört populär gewordenen" Terminus Neurasthenie. Sie ist längst widerlegt. Das hindert aber unseren für die herrschende populär-medizinische Auffassung klassischen Zeugen Dr. Schmidt-Gibichenfels nicht, folgende Betrachtungen anzustellen:

„Dem Rattenkönig der mehr oder weniger miteinander zusammenhängenden erblichen Belastungen schließen sich würdig die zahllosen Nerven- und Geisteskrankheiten an. Das wahnsinnige Tempo, der wüste Taumel, in den entweder übermäßige Erwerbs- oder übermäßige Genußsucht oder beides vereint den modernen Kulturmenschen hineinpeitschen und hineinhetzen, schafft und steigert beständig die erbliche Veranlagung für derartige Krankheiten. Es ist dabei recht bezeichnend, daß die verbreitetste Form derselben, die Neurasthenie von den Ärzten zuerst in Amerika entdeckt (?!) und benannt wurde. Hier hat ja die moderne rücksichtslose Erwerbsgier bekanntlich ihre wüstesten Orgien gefeiert. Hier hat sich die beleidigte Natur denn auch zuerst gerächt." Auch der Nervenarzt Dr. Willi Hellpach vertritt im Jahre 1902 (Politisch-anthropologische Revue) noch dieselbe historische Auffassung. Er beginnt einen Aufsatz über: „Soziale Ursachen und Wirkungen der

Nervosität" mit folgenden Sätzen: „Die Nervosität ist die häufigste Geisteskrankheit im Kreise der westeuropäisch-amerikanisch-japanischen Kultur (?); im Durchschnitt der Fälle auch die leichteste. Das hat ihrer Erkennung lange Zeit im Wege gestanden; auch wußte man die meisten ihrer einzelnen Symptome, aber deren Zusammengehörigkeit wurde erst im Jahre 1880 durch den nordamerikanischen Arzt Dr. Beard erwiesen. Die Folgezeit ist denn in ihrem Studium der neu entdeckten Krankheit nicht unwesentlich über die von Beard geschaffenen Anschauungen hinausgegangen."

Bereits in meiner Pathogenese (S. 320) habe ich dem die folgende, schon aus dem Jahre 1885 stammende Bemerkung Arndts (Die Neurasthenie [Nervenschwäche]. Ihr Wesen, ihre Bedeutung und Behandlung. Wien) gegenübergestellt: „Wie dem auch sei, aus allem (nämlich der vorausgehenden, ganz vortrefflichen historischen Darstellung Arndts) ergibt sich, daß die Neurasthenie ein uraltes Leiden ist, welches die Menschheit, solange wir von ihr Genaueres wissen, belästigt und gequält hat. Nicht ist sie deshalb als eine bloße Kulturkrankheit oder gar bloß moderne Krankheit anzusehen, geschweige denn gar für eine amerikanische oder besser gesagt Yankeekrankheit zu halten, wie die meisten Bearbeiter der Neurasthenie, und namentlich Beard, es wollen; die Geschichte beweist das Gegenteil und nur die krasse Unkenntnis derselben kann behaupten, was oben behauptet worden. Die Krankheit ist immer dagewesen;

sie hat nur ihren Namen gewechselt. Der beste allerdings, den sie jemals gehabt, weil er ihr Wesen am genauesten bezeichnet, ist der gegenwärtige, ihr von Beard gegebene: Neurasthenie."

Daß Arndt mit seiner historischen Auffassung vollkommen Recht hat, wird unsere weitere Darstellung zur Evidenz hervortreten lassen. Aber wir wollen zur Entscheidung der Degenerationsfrage noch mehr wissen. Wir wollen wissen, ob diese als uralt anzuerkennende und von allen historisch geschulten Ärzten längst anerkannte Krankheit neuerdings häufiger wird, ob sie durch die schädlichen Einflüsse des modernen Kulturlebens, wenn auch früher schon vorhanden, erst jetzt eine plötzliche, rassengefährdende Ausbreitung erfährt.

Wie soll eine derartige Untersuchung geführt werden? Das nächstliegende Untersuchungsinstrument wäre die Statistik, womöglich in der Form der neuerdings so beliebten Sammelforschung. Aber eine kurze Überlegung zeigt, daß dieser Weg für unseren Zweck nicht gangbar ist. Die Neurasthenie besteht aus einem Komplex von äußerst zahlreichen und dabei im Einzelfalle äußerst variabeln degenerativen Abweichungen des Nervenlebens, deren Ab- und Umgrenzung der subjektiven Willkür des Beobachters unterliegt. Je nach der theoretischen Auffassung und der praktischen Erfahrung des Forschers wird die Durchsiebung desselben Materials ganz verschiedene Resultate ergeben. Daran

muß jede Statistik scheitern. Wieviel Hammel zu einem bestimmten Zeitpunkt im Agrarstaate Mecklenburg leben, das läßt sich feststellen, zur Not auch noch, wieviel Karzinom- oder Lupuskranke, obgleich hier schon die Schwierigkeit der unsicheren Diagnose anfängt. Gänzlich unmöglich dagegen ist es, mit Sicherheit festzustellen, wieviel Individuen unter 100.000 Deutschen heutigentags Neurastheniker sind. Bei der absoluten Unsicherheit der Abgrenzung ist es schon besser, dann gleich die Frage allgemeiner zu stellen: Wieviel Degenerierte, d. h. vom „Typus" abweichende Menschen gibt es in einer gegebenen Bevölkerungsschicht. Dr. Schmidt-Gibichenfels müßte das eigentlich wissen. Behauptet er doch mit apodiktischer Sicherheit, daß „mit jedem Jahr die Zahl der wirklich Gesunden, der an Leib und Seele Kraftvollen kleiner wird". Aber woher weiß er das? Wer ist „wirklich gesund"?

Oder mit anderen Worten, welche Abweichung vom Typus soll als anormal bewertet und gezählt werden? Sofort wird klar, daß es den typischen gesunden Menschen, den „Menschen an sich" nicht gibt. „Kein Mensch ist dem anderen gleich," sagt Möbius, „und seine Individualität ist eben das, wodurch er von anderen abweicht, aber diese (physiologische) Variabilität ist nicht unbegrenzt, wie groß ist sie?" Wo fängt die pathologische Artabweichung an?

Mit diesen Fragen haben sich schon viele Forscher abgequält. Sehr lesens- und beachtenswert sind die Aus-

führungen des leider zu früh verstorbenen geistreichen Möbius in seinem Aufsatze über Entartung. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, III., Wiesbaden, Bergmann 1900.) In meiner Pathogenese (Heft IV, S. 402) habe ich mich kurz folgendermaßen ausgesprochen:

Versuchen wir uns eine Vorstellung von der Natur der theoretisch möglichen, vererbbaren Artabweichungen (natürlich in pejus) zu bilden, so werden wir von dem Begriff des Normalmenschen auszugehen haben. Daß es einen Normalmenschen als reales Individuum nicht gibt, steht fest. Der Normalmensch ist ebenso wie der „mittlere Mensch" Quetelets eine Abstraktion, konstruiert aus zahllosen Einzelbeobachtungen und Messungen. Bau, Größe und Funktion der Organe schwanken (trotz weitgehender genereller Übereinstimmung) individuell innerhalb recht weiter physiologischer Grenzen. Wo die Grenze zwischen physiologischen und pathologischen Abweichungen vom mittleren Durchschnitt einer Organfunktion (also der Norm) zu suchen ist, das unterliegt vielfach der subjektiven Willkür des Beurteilers. Die Grenzen sind durchaus flüssig und gehen ohne feste Marke ineinander über.

Von pathologischen Artabweichungen im Bau und in der Funktion der Organe werden wir daher nur dann reden dürfen, wenn es sich um große Differenzen (und zwar rassenschädlicher Natur) handelt, bei denen es ohne weiteres offensichtlich ist, daß sie dem mittleren Durchschnitt vollkommen fremd sind.

Typische schwere Neurasthenie ist unverkennbar. Ist aber jeder sonst gesunde und leistungsfähige Mensch, der gelegentlich an Erwartungsangst leidet oder Eisenbahnfieber hat, schon darum ein manifester oder latenter Neurastheniker? Sicher fehlerhaft ist, wie Möbius hervorhebt, die Anerkennung der populären Meinung, als ob alle Leute, die nicht gerade in ärztlicher Behandlung sind, „gesund", d. h. normal wären. Gerade unter den fanatischen Naturheilkundigen, die grundsätzlich nicht zum Arzt gehen, gibt es zahllose verkappte Neurastheniker. Die übermächtige Neigung zur Sektiererei und Eigenbrödelei, die Sucht zur Betätigung ganz einseitiger Lebensbestrebungen in religiöser, sozialer oder hygienischer Richtung ist geradezu ein neurasthenisches (degeneratives) Stigma. Soll man aber darum jeden gutgläubigen Homöopathen, jeden Abstinenzler oder Vegetarianer für „abnorm" erklären und in der Statistik unter die dégénérés aufnehmen? Die Frage aufstellen, heißt sie ad absurdum führen. Sicher ist ein bißchen neurasthenisch am Ende jeder. Aber gerade darum: Wo fängt der Nervosismus an pathologisch zu werden?

Und selbst, wenn eine wissenschaftliche Degenerationsstatistik von heute möglich wäre — was sie nicht ist — was nützte sie uns ohne den Vergleich mit früher?

Der Begriff und der Ausdruck Neurasthenie stammt aus dem Jahre 1880. Wie sah es mit der Neurasthenie 1780 aus, als Goethes Werther — auch ein typischer

Neurastheniker — eine Art von spezifischer Zeitepidemie hervorrief? Statistisch ist da nichts zu machen.

Läßt uns die reine Erfahrungswissenschaft im Sinne der Statistik in Stich, so hilft uns vielleicht die wissenschaftliche Deduktion weiter. Freilich ist die wissenschaftliche Deduktion unter den Exakten im Lande wunderlicherweise stark in Verruf gekommen. Und doch wüßte ich nicht, wann mehr deduziert wäre, wie in der heutigen Medizin. Nur will sie es nicht wahr haben. Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie. Warum stehen in der praktischen Tuberkuloseprophylaxe unversöhnbare Gegensätze einander gegenüber, warum schwankt die Tagesmeinung zwischen Bekämpfung von Staubinhalation und Tröpfcheninfektion unschlüssig hin und her, während die Führer im Streite überhaupt kein Zweifel anwandelt, kein Zweifel anwandeln kann? Weil die letzteren aus einem ihnen feststehenden Prinzip — eben nur Staubinhalation oder nur Tröpfcheninfektion — ihre praktischen Maßregeln deduzieren, während die Menge die Erfahrung sprechen läßt, die bald so, bald so ausfällt.

Ist das übergeordnete Prinzip richtig, so ist es auch mit mathematischer Sicherheit die daraus abgeleitete Folgerung, die Deduktion.

Und umgekehrt kann nichts mehr die Überzeugung erwecken von der Richtigkeit des übergeordneten Prinzipes, als die hinterher gemachte Erfahrung, daß die neuen empirisch gewonnenen Tatsachen ihm sich fügen.

Wenn die Ehrlichsche Seitenkettentheorie bisher als ein äußerst fruchtbares „heuristisches Prinzip" sich erwiesen hat, so läßt gerade diese Erfahrung den Schluß zu, daß die geniale Konzeption unseres größten Serologen im wesentlichen das Richtige getroffen hat.

Ebenso läßt sich leicht nachweisen, und besonders die Geschichte der Neurasthenie läßt das scharf hervortreten, daß immer wieder alle vorzeitigen „Systematisierungen" zusammenbrachen, sobald die weitere Erfahrung Tatsachen lehrte, die ihnen deduktiv unterzuordnen mit dem besten Willen nicht möglich war.

Was soll diese erkenntnistheoretische Auseinandersetzung? Sie soll begreiflich machen, daß für den Biologen und Arzt, der sich prinzipiell auf den Boden der Weismannschen Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas und der Unvererbbarkeit erworbener Eigenschaften stellt, deduktiv mit Notwendigkeit folgt, daß die Degenationshypothese, die uns beschäftigt, falsch sein muß. Wenn Schmidt-Gibichenfels gerade mit Rücksicht auf die vermeintlich neu entdeckte Neurasthenie behauptet, das moderne Kulturleben schaffe und steigere beständig die erbliche Veranlagung für derartige Krankheiten, so ist das für den Anhänger Weismanns a priori falsch. Ich selbst stehe auf dem biologischen Standpunkt Weismanns. Das ganze IV. (Vererbungs-) Heft meiner Pathogenese ist dem Versuch gewidmet, die Biologie Weismanns für die Medizin grundleglich zu machen. Und darum muß ich die herr-

schende Degenerationsfurcht für mindestens übetrieben erklären. Denn sie ist mit den biologischen Grundlagen meines medizinischen Denkens unvereinbar.

Nicht bindend ist diese Deduktion natürlich für den, der den Weismannschen Standpunkt prinzipiell negiert. In diesen Prinzipienstreit einzutreten, ist hier nicht der Ort. Ich muß die Gegner meiner Auffassung auf meine Pathogenese verweisen.

Aber eines ist klar. Wenn sich empirisch-historisch nachweisen läßt, daß die Neurasthenie und verwandte degenerative Zustände ein altes Erbteil der geschichtlich übersehbaren Menschheit ist, daß vor hundert, vor tausend Jahren diese Dinge nicht wesentlich anders lagen wie heute, so ist das ein starker Beweis für die Richtigkeit der biologischen Anschauungen, die wir vertreten.

Versuche, die Neurasthenie historisch zu fassen, sind nicht neu. Die beste, mir bekannte historische Darstellung stammt von Arndt. (Die Neurasthenie [Nervenschwäche]. Ihr Wesen, ihre Bedeutung und Behandlung. 1885.) „Neurasthenische Zustände seien," sagt Arndt, „keineswegs so jungen Ursprunges, wie ganz allgemein nicht bloß von Laien, sondern auch von Ärzten angenommen wird. Sie sind von altersher bekannt, haben von Zeit zu Zeit eine Art epidemischer Ausbreitung erfahren, haben alsdann mit zur Umgestaltung der gegebenen menschlichen Verhältnisse und damit wieder der ganzen augenblicklichen Weltlage bei-

getragen, haben so wesentlich den Lauf der Geschichte beeinflußt, sind aber nicht oft als das, was sie eigentlich sind, erkannt, noch in der ihnen gebührenden Weise gewürdigt worden. Je nach der Art, wie sie sich äußerten, belegte man sie mit den mannigfaltigsten Namen, die wenig oder gar nichts mit denen, welche ihnen die Neuzeit gegeben, gemein haben, und auf alles andere eher, als auf die Natur ihres Wesens hindeuten. Man bezeichnete sie mit Schwäche, allgemeiner Körperschwäche, zählte sie zu den rheumatischen Vorgängen, nannte sie aufgeregtes Wesen, Exaltation und Schwärmerei, Phantasterei oder auch Trübsinn, Hypochondrie, Grillenfängerei, Weltschmerz, Lebensüberdruß, Spleen, üble Laune, Anwandlungen, schalt sie gar wohl auch bloße Einbildungen. Man hieß sie Liebessehnsucht, Liebesgram, Liebesschmerz, gab sie für Mangel an moralischer Kraft, für Energielosigkeit, moralische Haltlosigkeit, moralische Verkommenheit aus. Der Hang zur Einsamkeit, die Menschenscheu, der Menschenfeind, das gebrochene Herz, das Gebrochensein an Leib und Seele sind Zustände und Dinge, die nur hierher gehören."

Greift von diesem Standpunkte aus die Neurasthenie-frage in das ethische, das soziale, ja das ästhetische Gebiet über — ich erinnere an den ernsthaften Versuch, den gordischen Knoten des Hamletproblems einfach mit der Behauptung zu durchhauen, Hamlet sei nichts mehr und nichts weniger als ein Neurastheniker gewesen — so ist doch ersichtlich, daß wir mit derartig

allgemeinen Behauptungen unserer Aufgabe nicht gerade näher kommen. Daß sich neurasthenische Züge (im modernen Sinne des Wortes) im Charakter und in den Lebensäußerungen zahlloser Persönlichkeiten der Geschichte und der Literatur nachweisen lassen, wird niemand bestreiten können. Was wir wissen wollen, ist, ob die Krankheit Neurasthenie in dem heutigen Sinne schon früher bestand und in welchem Umfange.

Diese Frage kann nur das eindringende medizinisch-geschichtliche Studium lösen.

In den Dreißiger- und Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, in der Zeit, die dem reformatorisch umgestaltenden Auftreten des jungen Virchow unmittelbar vorausging, war in der führenden englischen und deutschen, weniger in der französischen medizinischen Literatur viel von einer eigentümlichen Krankheit die Rede, die den Namen Spinalirritation trug. Der junge Arzt, der heutzutage nach vollendeter Ausbildung ins Leben und in die Praxis tritt, kennt diese Krankheit nicht. Er hat während seiner Studienzeit nie von ihr gehört und geriete sicher in die größte Verlegenheit, wenn ein historisch bewanderter gelehrter Professor im Examen — was übrigens kaum zu befürchten ist — nach ihr früge.

Und doch lesen wir in Canstatts Spezieller Pathologie und Therapie, vom klinischen Standpunkte aus betrachtet, Erlangen, Ferdinand Enke, 1842, dem be-

rühmtesten und vielgelesensten Lehrbuche jener Zeit, im dritten Band, S. 229 unter der Spitzmarke: Spinalirritation folgenden echt lehrbuchmäßigen Satz: § 122: Diese Krankheitsform ist erst in neuester Zeit (Anm. durch damals vielgelesene Werke von J. Frank und Stiebel) größerer Aufmerksamkeit gewürdigt worden, hat sich aber in kurzem so viele Gönner erworben, daß sie zu den „Modekrankheiten" der Gegenwart gehört.

Diese Modekrankheit von 1842 ist nichts anderes, wie unsere Neurasthenie.

Der bei der Neurasthenie so häufige Rückenschmerz gab die Bezeichnung her. Man nahm, wie so oft in der Medizin, das Symptom für die Krankheit. Wenn aber damals die Spinalirritation genau so „unerhört populär" wurde wie heute die Neurasthenie, so ist das nur durch die Annahme erklärlich, daß es damals, vor rund zwei Menschenaltern, eben zahllose Neurastheniker gab, genau so wie jetzt. Die — wie wir jetzt wissen falsche — Bezeichnung und damit falsche Auffassung dieser krankhaften Zustände als Spinalirritation verdankt ihren Ursprung dem Umstande, daß damals durch die genialen Forschungen eines Bell, eines Johannes Müller, eines Stilling, eines Henle das Rückenmark im Vordergrund des anatomisch-physiologischen Interesses stand. Und so war es, wie der vortreffliche Wunderlich (Handbuch der Pathologie und Therapie, Bd. II, 2. Abteilung, Stuttgart 1854, S. 1108) sagt, so war es ein ebenso glücklicher, als der umgeänderten (d. h. der zur Zeit herr-

schenden wissenschaftlichen) Stimmung gemäßer Griff von Stilling, die Doktrin der Spinalirritation, umgeben mit all den Diskussionen, wie sie dem Stande der damaligen Physiologie angemessen waren, und durchgeführt mit unverkennbarem Scharfsinn und gewandter Benutzung des pathologischen und physiologischen Materiales vor das Publikum zu bringen. (Physiologische, pathologische und medizinisch praktische Untersuchungen über die Spinalirritation, 1840.) So war „das Rückenmark mit einem Schlage der Gegenstand allseitiger Spekulation geworden, und wenn auf der einen Seite mehr im physiologischen Sinne die Beteiligung dieses Organs an den verschiedenen Erkrankungen erörtert wurde, so entsprach es weit mehr der Forderung der Menge an die neue Idee, daß von der anderen Seite her die Spinalirritation als eine förmlich abgegrenzte Krankheitsspezies nosologisch registriert, beschrieben, diagnostiziert und mit einer Liste von Mitteln umgeben wurde". (Nebenbei: Wenn Arndt mit Recht gegen Beard den Vorwurf erhebt, daß der letztere in einer Art von naturhistorischer Spezieskrämerei befangen, die Neurasthenie als eine besondere Krankheit, eine neu entdeckte Krankheitsspezies darstellte, so haben das genau 40 Jahre vorher die Anhänger der mit der Neurasthenie identischen Spinalirritation genau so gemacht. Die nosologischen Systeme wechseln, aber der immanente Trieb des menschlichen Geistes zu vorzeitiger Abstraktion und einseitiger Systematisiererei bleibt sich

zu allen Zeit gleich. Unsere Enkel werden wissen, was von der Seitenkettentheorie und dem Autointoxikationsprinzip übrig bleibt.) „Wirklich verdient," fährt Wunderlich fort, „kaum eine andere Erkrankungsform so sehr wie die Spinalirritation in doppeltem Sinne die wiederholt ihr beigelegte Benennung einer Modekrankheit" — in doppeltem Sinne, d. h. weil sie den Anschauungen der „Menge" entgegen kam und weil es eben zahllose Kranke derart gab. Auf diesen letzteren Punkt kommt es uns hier an.

Arndt sagt: Was den Ärzten in den Vierzigerjahren die Spinalirritation gewesen ist, nämlich die ihnen am häufigsten begegnende Krankheit, das ist ihnen heute die Neurasthenie. Neurasthenie hier, Neurasthenie da, Neurasthenie aller Wege! Im Sinne unserer historischen Forschung können wir das auch umkehren. Die Literatur der Vierzigerjahre läßt klar erkennen, daß es damals von mit Spinalirritation behafteten Kranken wimmelte.

Aber — dieser etwa auftauchende Zweifel muß noch beseitigt werden — sind denn wirklich Neurasthenie und Spinalirritation identisch? Noch mehr wie bei der Neurasthenie ist bei der Spinalirritation von den „Propagandisten" der neuen Idee im ersten Taumel der Begeisterung alles Mögliche und Unmögliche mit ihr völlig unkritisch in Beziehung gebracht. Hat doch ein Arzt namens Krämers damals sogar das Wechselfieber für eine Form der Spinalirritation erklärt, bloß weil Rückenschmerz dabei vorkommt. Genau so, wie der

sonst so kritische Arndt seiner Theorie zuliebe (auf die ich hier nicht näher eingehen kann) die Tabes, eine schwere organische, metasyphilitische Rückenmarkskrankheit für das Endstadium der Neurasthenie erklärt!

Für den modern geschulten Arzt ist es nicht schwer, diese meist aus theoretischer Voreingenommenheit fälschlich deduzierten Übertreibungen aus den Darstellungen beider Krankheiten auszuschalten und sich nur an die Schilderung der einfach und nüchtern beobachteten, tatsächlichen Symptome zu halten. Tut man das, so kann an der Identität beider Krankheiten gar kein Zweifel sein.

Schon in meiner Pathogenese habe ich weitläuftig nachgewiesen, daß wir in einem ganz merkwürdig guten Buche des praktischen Arztes Dr. Georg Hirsch in Königsberg aus dem Jahre 1843: „Beiträge zur Erkenntnis und Heilung der Spinalneurosen" ein geradezu klassisches document humain in dieser Beziehung in Händen haben. Wenn man in diesem von ebenso strenger Wissenschaftlichkeit, wie einem weiten und unbefangenen ärztlichen Blick zeugenden Buche überall das Wort „Spinalirritation" durch das Wort „Neurasthenie" ersetzt, so könnte es heute geschrieben sein und würde noch heute mit Nutzen gelesen werden. „Beides freilich, wie ich hinzufügen mußte, nur so weit, als die geradezu klassischen und für alle Zeiten mustergiltigen Schilderungen des neurasthenischen Krankheitsbildes in Frage kommen." Auch der alte, brave Hirsch ist ein

Kind seiner Zeit. Seine nosologischen Spekulationen sind falsch, seine Beobachtungen sind unsterblich.

Und dieser gute Beobachter bezeugt ausdrücklich von seiner Zeit, „daß die Spinalreizung (die Neurasthenic) sehr häufig vorkommt und jeder Arzt, wenn er nur erst darauf aufmerksam geworden ist, wird in seinem Kreise zahlreiche Beispiele und den Schlüssel zu manchen nosologischen Rätseln finden, denn die Natur antwortet nur, wenn sie gefragt wird, oder richtiger, sie spricht beständig zu uns und mit tausend Zungen, aber wir vernehmen nur die Antwort auf unsere Frage" (Henle).

Und der alte Hirsch wußte zu fragen. Bezeugt er uns einerseits die Häufigkeit der Neurasthenic zu seiner Zeit, der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, so fehlt ihm anderseits keineswegs der historische Sinn.

Ist, so fragt er, unsere Krankheit für eine neu entdeckte zu halten oder ist sie vielleicht nur ein modischer Name anstatt der nervösen Krankheiten, die man früher gekannt hat? In gewisser Hinsicht ist wirklich das letztere der Fall — gibt es doch überhaupt nichts Neues unter der Sonne! Seit Kranke beobachtet, seit Leichen geöffnet werden, konnte es nicht übersehen werden, daß Störungen aller Funktionen ohne selbständige Krankheit ihrer Organe durch bloße Nervenverstimmung häufig herbeigeführt werden usw.

Auf besondere historische Beweise läßt er sich freilich nicht ein.

Wir werden daher selbst weiter rückwärts graben müssen.

Zuvor jedoch noch eine andere Frage. Wie konnte die Lehre von der Spinalirritation, wenn sie sich wirklich auf ein großes, richtig beobachtetes und gut beschriebenes Erfahrungsmaterial gründete, in wenig mehr als einem Menschenalter so vollständig von der Bildfläche verschwinden, daß — etwa von den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts an — der Student nicht einmal mehr ihren Namen erfährt? Versunken und vergessen — wer hat diesen Fluch verschuldet? Zunächst sie — die Spinalirritation selbst. Die Theorie dieser Lehre artete in einen solchen Wust von über die Erfahrung hinausgehenden Spekulationen aus, daß es schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem großen Berliner Nervenarzte Romberg ein Leichtes war, dem „Trug- und Zerrbilde" der Spinalirritation wissenschaftlich den Garaus zu machen. Die Spinalirritation war tot; wo blieben im „System" die betreffenden Kranken, die Neurastheniker, wie wir heute sagen würden? Nun man lese in Rombergs berühmter Pathologie und Therapie der Sensibilität- und Motilitätneurosen, Berlin 1857, S. 214 u. ff. das „Hyperaesthesia psychica" überschriebene Kapitel, und man wird keinen Augenblick in Zweifel sein, daß wir in dem Rombergschen Hypochondristen den typischen Neurastheniker vor uns haben.

Dieser wissenschaftliche Namenswechsel allein würde aber kaum die Spinalirritation so radikal aus

den Köpfen und aus den Büchern hinweggefegt haben. Viel wirkungsvoller war — und das ist für die Entwicklungsgeschichte der medizinischen Wissenschaft von großem erkenntnistheoretischem Interesse — das gleichzeitige Aufblühen der einseitig pathologisch-anatomischen Forschungsrichtung durch Rokitansky in Wien und vor allem durch unseren Rudolph Virchow.

Die Wirkung dieser neuen exakten Forschungsrichtung, die die Medizin, ganz ähnlich wie die plötzlich aufblühende Bakteriologie in unseren Tagen, Schlag auf Schlag mit einer Menge der größten Entdeckungen überschüttete und das empirische Erfahrungsmaterial vor den Augen der geblendeten Zeitgenossen in geradezu unübersehbarer Fülle vermehrte, die Wirkung dieses Siegeszuges war so groß, daß alle fähigen Köpfe sich ihr bedingungslos zuwandten und alles, was sich nicht an der Leiche oder unter dem Mikroskop demonstrieren ließ, jeden Kredit verlor.

So kam es, daß bald die wissenschaftliche Beschäftigung mit Krankheiten ohne anatomischen Befund — und eine solche war ja die Spinalirritation — sehr bald überhaupt für ein minderwertiges Geschäft galt, mit dem ein exakter wissenschaftlicher Mann, der etwas auf sich hielt, nicht gern sich abgab. In charakteristischer Weise kommt, wie ich schon in meiner Pathogenese hervorgehoben habe, diese Stimmung in einer Bemerkung Erbs zum Ausdruck, die dieser hervorragende Neurologe und Kliniker in den Siebzigerjahren des

vorigen Jahrhunderts (1878) gelegentlich seiner Darstellung der spinalen Nervenschwäche in Ziemssens Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie gemacht hat. Es handelt sich, sagt er, bei diesen einer anatomischen Begründung in der Regel entbehrenden Zuständen um Fälle, die unter dem Namen der „Nervosität", des „Nervosismus", der „nervösen Schwäche" usw. zusammengeworfen und gewöhnlich mit mehr oder weniger Mißbehagen betrachtet werden. Ganz ähnlich sagt Leyden um dieselbe Zeit (1875) in seiner Klinik der Rückenmarkskrankheiten von denselben Krankheitskategorien: „In der neuesten Zeit nun hat man sich mit diesen unbestimmten, schwer charakterisierten Zuständen nicht gerne beschäftigt und sowohl die Spinalirritation, als die Nervosität sind etwas in Mißkredit geraten."

Es war das unmittelbar vor der Zeit, wo die „funktionellen Neurosen" durch das um Tagesmeinungen unbekümmerte, schöpferische Genie Charcots wieder wissenschaftlich „hoffähig" wurden und insbesondere die „Neurasthenie" unter diesem Namen ihren Siegeszug durch die ärztliche Welt antrat!

Es ist eben so und bleibt so, mag das Mißbehagen der einseitig Exakten auch noch so groß sein, die funktionellen Abweichungen, die sich weder anatomisch, noch chemisch, noch etwa gar bakteriell fassen lassen, sie bestehen und verlangen ihr Recht auf Beachtung und Behandlung. Und wenn der wissenschaftlich gebildete Arzt kein Verständnis für seine Leiden hat, so

geht der Neurastheniker — zum Kurpfuscher. Immer wieder muß ich betonen, daß — abgesehen von der taktisch-legislativ falschen Maßregel der Freigabe der Heilkunst — ein Danaergeschenk, für das die Welt noch nicht reif ist — die einseitig exakte Wissenschaft selbst in ihrem Hochmute an dem Überhandnehmen der leidigen, volksverderbenden Kurpfuscherei schuld ist. Anstatt lediglich zu jammern, nunmehr, wo sie den Schaden besicht, sollte sie ehrlich sagen: mea culpa, mea culpa!

Das alles sind Betrachtungen, die hier sich nur nebenher ergeben. Wir unterdrücken sie nicht, weil sie alle immer wieder zeigen — und dicsem Nachweis sind meine Ausführungen gewidmet, daß Neurasthenic und verwandte degenerative Neurosen bestehen und immer bestanden haben. Am wenigstcn lassen sie sich durch eine Vogelstrauß-Politik aus der Welt schaffen, die sie leugnet, bloß weil sie in das gerade herrschende, allein seligmachende System nicht passen wollen.

Wie war's nun aber mit der Zeit vor der Spinalirritation? Gehen wir ein bis zwei Menschenalter weiter zurück!

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte und lehrte in Straßburg der gelehrtc „Doktor und Professor der Medizin und der cpidemischen Krankheiten" F. E. Foderé. Dieser treffliche Mann war, wie aus seinen eigenen Schilderungen klar und unzweideutig hervorgeht, ein typischer Magen- und Darmneurastheniker. „Es begegnet mir öfter," crzählt er, „daß ich,

indem ich mich ins Bett lege, von heftigen, mit Aufblähungen verbundenen Kolikschmerzen gefoltert werde, die sich in dem Maße, als mehr und mehr der Schlaf sich einstellt, völlig verschwinden, so daß, wenn ich in der Nacht aufwache, ich nicht wenig über mein Wohlbefinden und über den normalen Zustand meiner Eingeweide verwundert bin" usw. Er spricht von einer ursprünglichen oder konstitutionellen Schwäche, die angeboren (an anderer Stelle „erblich") sei, „wie ich ein Beispiel an mir selbst habe".

In geradezu klassischer Weise schildert er gelegentlich der Mitteilung seiner offenbar aus eigenster Erfahrung stammenden therapeutischen Grundsätze Maximen, die dem nervösen Dyspeptiker direkt auf den Leib geschrieben sind. Er predigt, „daß man sich der größtmöglichen Mäßigkeit in allem Essen befleißige, wobei darauf zu achten, daß man bei Nehmung der Kost sich an gewisse, geregelte Stunden halte, daß man ferner alle gärenden Nahrungsmittel vermeide, in welcher Beziehung jeder — ohne daß er an allgemein giltige Regeln verwiesen werden könne — selbst und aus eigener Erfahrung wissen muß, was er leicht und was er schwer oder gar nicht verdaut, ohne hierbei auf das zu achten, was der Plebs schwere oder leichte Nahrung nennt, indem diese Eigentümlichkeiten bloß relativ sind" usw.

Er empfiehlt eine rationelle Bauchmassage, betont ausdrücklich (100 Jahre vor Leyden), daß für diese

Fälle die „diätetische Medizin" im allgemeinen ausreiche. „Ich habe mich nie einer anderen bedient, obwohl ich häufig äußerst leidend bin, und bin der Meinung, daß der, welcher sich durch seine Vernunft und Unabhängigkeit seiner Lage Aufheiterung zu verschaffen vermag, der Ärzte nur sehr selten nötig hat; gleichwohl begnügt sich die Mehrheit der Menschen nicht mit diesem Rat und würde sterben zu müssen glauben, wenn man keine eigentlichen Arzneien verabreichen wollte."

Medikamentös preist er nur das „göttliche Opium", das er, ganz wie Dornblüth neuerdings, gegen die Neurasthenie in allmählich steigenden Dosen auwendet.

Schließlich kommt er zu dem Schlussc, „daß man nicht zu übereilt an die Existenz organischer Krankheiten dieser Gattung glauben und darum nicht zu früh die Hoffuung aufgeben dürfc".

Wo finden sich diese cines wohlerfahrenen, modernen Nervenarztes durchaus würdigen Bemerkungen, deuen sich noch viele andere anreihen ließen? In einem kleinen Buche, das in deutscher Übersetzung, herausgegeben von D. Carl Fitzler, Physikus zu Ilmeuau 1832, folgenden merkwürdigen Titel trägt:

E. F. Foderé, Pneumatologie des menschlichen Körpers in theoretischer und praktischer Beziehung oder Untersuchungen über die Natur, die Ursachen und die Behandlungen der Blähungen, sowie der Hysterie und Hypochondrie und verschiedener psychischer Krankheitszustäude, des Aber- und Wunderglaubens

und anderer Zustände eigentümlicher Art, die als wesentliches Phänomen die Empfindungslosigkeit gemein haben und durch die alleinige Kenntnis des Organismus nicht erklärt werden können.

Foderé, als Kind seiner Zeit, ist begeisterter Anhänger des krassesten, metaphysischen Vitalismus. „Was mich betrifft, so erkläre ich laut, daß ich dem Vitalismus oder der Lehre von dem Lebensprinzip huldige, als welche ich für die am meisten gewisse und wahre anerkenne."

Wie manifestiert aber sich das Lebensprinzip? Nun, in der Gestalt des Pneuma.

Der begeisterte Übersetzer verrät uns in einer Vorrede, was das ist: „Das Pneuma des Herrn Foderé ist nicht etwa die Luft als solche, sondern das luftförmige Fluidum auf seinen verschiedenen Verflüchtigungsstufen." — „Alles Organische reduziert sich auf das Flüssige; es wird zu Gasen nach dem Aufhören des Lebens; folglich liegt in dem Fluidum der Anfang, das Grundatom des organischen Gebildes. In dem Zustande des lebenden Organismus erscheint jenes gasartige Fluidum als das aus dem Sichtbaren in das Unsichtbare übertretende und über die Grenzen der sichtbar materiellen Form hinausreichende, gleichsam verstrahlende organische Leben und wird in dieser Gestalt das den Gesamtorganismus durchströmende Lebensprinzip des Verfassers." Alles bloß, weil Herr Foderé als typischer Magendarmneurastheniker sein

Leben lang an Flatulenzen litt! Den Leser grauset's; er klappt das Buch zu und so entgeht ihm der Genuß, in Herrn Foderé, sobald derselbe seine törichten Spekulationen beiseite läßt, einen nüchternen, klaren Praktiker und ausgezeichneten Kenner der Neurasthenie schätzen zu lernen.

Wieder sehr charakteristisch. Man muß sich mühsam durch den theoretischen Wust der „Pneumatologie" Foderés hindurcharbeiten, um auf das reine Erfahrungsgold dieses vortrefflichen alten Arztes zu stoßen.

Dann aber finden wir, wenigstens für unsere Zwecke, die Mühe reichlich belohnt.

Läßt sich doch aus seinen ganz unbefangenen und objektiven Beobachtungen mit Sicherheit folgern, nicht nur, daß er — selbst Neurastheniker — die typische Neurasthenie ganz genau kannte, sondern daß sie auch in seinem Beobachtungsbereich eine sehr häufige und oft beobachtete Anomalie darstellte.

Von großem Interesse ist folgende Bemerkung. Foderé diskutiert die Frage, ob trockenes oder feuchtes Klima dem Neurastheniker bekömmlicher sei. Er meint, er habe sowohl an sich, wie an anderen bemerkt, daß eine bewegte (vif) und trockene Luft obige Beschwerden viel seltener mache und weniger anhaltend werden lasse, muß aber wahrheitsgemäß hinzufügen, daß das nicht immer stimme. Habe er doch zu seinem Erstaunen dergleichen Kranke nicht nur in reich bebauten Waldungen und Tälern gefunden, sondern

auch in trockenen und hoch gelegenen Orten. „Denn ich fand Hypochondrische unter den Windmüllern und Windmüllerinnen, unter Steinbrechern und Bergleuten, die doch unausgesetzt in den Bergen leben."

Die typische Neurasthenie als konstitutive reizbare Schwäche des Nervensystems findet sich eben überall. Mehr oder weniger ungünstiges Milieu löst sie mehr oder weniger leicht aus, erzeugt sie aber an sich nicht.

Das wird auch heute noch allzuoft übersehen. Die in den großen Kulturzentren lebenden und beobachtenden Nervenärzte unterliegen alle bis zu einem gewissen Grade dem Vorurteil, als sei das Kulturmilieu als solches „nervenzerrüttend". Genau so „erstaunt" wie Foderé war ich, als ich die Erfahrung machen mußte, daß unter der agrarischen Landbevölkerung Meckenburgs, den Erbpächtern und Taglöhnern, die durch Generationen unter ruhigen, auskömmlichen Verhältnissen auf der Scholle sitzen, weitab vom Getriebe der großen Welt — in auffällig hohem Maße verweichlichte Neurastheniker zu finden sind. Hier werden die günstigen Verhältnisse des Milieus durch konstitutive Momente, vor allem durch Inzucht nach der degenerativen Seite hin überkompensiert!

Foderé ist denn auch von der Erkenntnis, daß die Neurasthenie ein konstitutives Leiden sei, gar nicht weit entfernt. Ganz köstlich ist es, wenn er folgendes von sich erzählt: „Was mich betrifft, so muß ich be-

merken, daß ich viel von diesen Beschwerden dahier in Straßburg, einer feuchten und niedrig gelegenen Stadt, auszuhalten habe, und daß ich zu gleicher Zeit nicht minder an katarrhalischen Affektionen oder an Anschwellungen (Gonflement) der Schleimmembranen, von denen des Mundes und der Nasenhöhle an, bis hinab zu denen, die die Verdauungs- und Urinwege überkleiden, zu leiden habe; und daß ich mir aus diesem Grunde, 6 Stunden von der Stadt entfernt, ein mehr hoch und trocken liegendes Landgut (in Benfeld) angeeignet habe, wo sodann, während ich diesen Landsitz bewohne, diese Anschwellung und dieses mit Flatuositäten begleitete Unwohlsein geringer wird und häufig sogar ganz verschwindet, welches auch die Getränke und die Nahrung sein mögen, die ich zu mir nehme; dagegen fangen meine Beschwerden 2 Stunden von der Stadt (bei Fergersheim) wieder zum Vorschein zu kommen an und steigern sich in dem Maße, als ich derselben mehr und mehr mich nähere!" Fodoré schließt, daß es „physische oder erbliche oder angeeignete Konstitutionen gibt, die der, allen lebenden Wesen zuerteilten allgemeinen Kraft ermangeln, durch die sie, auf dem Wege der Verdauung und Ernährung (wir würden sagen: Assimilation) alle Nahrungsmittel in ihr eigenes Wesen umwandeln, ohne sich dessen bewußt zu sein" usw.

Was will man mehr? Das ist die konstitutionell-degenerative Abweichung der Funktion vom mittleren

Durchschnitt, wie wir sie zwar schärfer formulieren, aber nicht besser beschreiben können.

Und welches sind die auslösenden Momente? Foderé sagt wörtlich: „Vorzüglich müssen die, die sich mit intellektuellen Arbeiten beschäftigen, mit ihrer Gesundheit ein Opfer bringen; selbst die Leidenschaften, namentlich der Haß, der Neid, der Ehrgeiz, die Traurigkeit, das unaufhörliche Streben nach Reichtümern und Vergnügungen — alles Dinge, die unvermeidlich unser Inneres in Bewegung setzen — sind ebenso, und vielleicht noch mehr als die Pflege der Wissenschaften und Künste, deren Begleiter sie leider nur zu häufig sind, Ursachen dieser Störungen des Gleichgewichtes der sensiblen und bewegenden Kräfte" usw.

Die Theorien, die nun gleich wieder kommen, von dem „Erschlaffen der Bande, die die in feste und nährende Teilchen vereinigten Gase gebunden erhalten", sind schauderhaft, nach unseren Begriffen der tatsächlichen anatomischen Struktur und des tatsächlich physiologischen Geschehens sinnlos, aber die Wirkungen des Kulturmilieus auf ein konstitutiv schwaches Nervensystem hat v. Krafft-Ebing heutzutage nicht besser, nicht eindringlicher beschrieben, wie unser braver Straßburger Kollege vor rund 100 Jahren!

Ich kann diese „Ausgrabung" nicht besser beschließen, als mit einem Zitat aus dem Buche eines klugen Zeitgenossen des Herrn Foderé, des Professors der Fakultät der Medizin zu Paris usw. M. Micherand:

Über medizinische Volksirrtümer. Aus dem Französischen übersetzt von W—. Leipzig 1811. In Kommission bei Karl Knobloch.

In diesem auch sonst medizinisch und kulturhistorisch interessanten kleinen Buche heißt es S. 113 wörtlich: „Es ist wohl hier nicht ganz am unrechten Orte, ein physiologisches, allgemein verbreitetes Vorurteil zu rügen, daß nämlich die Menschenrasse immer mehr und mehr verderbe, und daß die älteren Zeiten ungleich besser gewesen seien, als die heutigen. Das goldene Zeitalter existierte nie und nirgends, als in der Einbildungskraft der Dichter; davon können wir uns sehr leicht überzeugen." Und S. 106 rügt er noch einmal die fälschliche Annahme einer „allgemeinen Entartung", zu der der in seiner Jugend für frische Sinneseindrücke empfängliche Mensch im Alter geneigt werde.

Wenn unsere modernen Degenerationstheoretiker mit einem verächtlichen Seitenblick auf den „Kulturoptimisten" die „allgemeine Entartung" als neue Weisheit predigen, so kann sie der alte Micherand lehren, daß das so ganz denn doch nicht stimmt. Dieser „Kulturoptimist" hielt es schon vor 100 Jahren für notwendig, gegen den Degenerationsaberglauben zu protestieren. Genützt hat es freilich nichts!

Sollen wir in der Geschichte der Medizin noch weiter zurückgehen? Die Aufgabe ist ebenso lohnend, wie reizvoll. Mit Recht macht Arndt darauf aufmerksam, daß die rauhen Sitten und die unsozialen Zustände früherer Jahr-

hunderte das Bild der Neurasthenie in den ärztlichen Beschreibungen weniger hervortreten ließen, nicht weil sie überhaupt weniger vorhanden war, als in zivilisierteren Verhältnissen, wo man jede Krankheit zu heilen, jedes menschliche Leben so lange als möglich zu erhalten bestrebt ist, sondern weil sie eben weniger beachtet wurde.

Trotzdem läßt das Studium der Medizin erkennen, daß, wenn auch unter anderem Namen und anderer Auffassung, die „nervösen Zustände" zu allen Zeiten genau so bestanden haben wie heute. Und je genialer der ärztliche Beobachter, desto besser die Beschreibung. Sehen wir ins 17. Jahrhundert zurück, so finden wir bei dem großen englischen Kliniker und Arzte Sydenham in seinen umfangreichen Schriften zahlreiche Stellen, wo er auf diese Dinge zu sprechen kommt (Arndt a. a. O. S. 9): „In bestimmtester Form in seiner Besprechung der Hysterie, worunter er indessen nicht bloß die in deutlichen Krampfformen zutage tretenden Vorgänge einschlägiger Art versteht, sondern auch die vielfach bloß in der Gefühls- und Sekretionssphäre sich abspielenden Prozesse. Die Hysterie und Hypochondrie (d. h. Neurasthenie) sind ihm noch eins. Sie bilden zusammen die häufigste aller chronischen Krankheiten" (Arndt).

Die Wurzeln der „Pneumatologie" Foderés lassen sich bis ins tiefste Mittelalter zurückverfolgen, bis auf den Arzt Jean Fernel in Paris, der in seinem 1540 erschienenen Buche „De abditis rerum causis" für alle

neurasthenischen Erscheinungen seiner Zeit, ebenso wie für manche andere schwere Affektionen die aus verhaltenem Samen und versetztem Menstrualblut entstandenen Vapores anschuldigt. Diese Vapores als Hauptstigma der Neurasthenie haben namentlich in der französischen Literatur bis an die Schwelle der neueren Zeit eine große Rolle gespielt. Raulin's „Traité des affections vaporeuses", Paris 1739 und Pomme's „Traité des affections vaporeuses du sexe", 3me édition, Lyon 1767, handeln (nach Arndt; mir selbst waren diese Bücher nicht zugängig) von nichts anderem, als von unserer Neurasthenie.

Wenn auch der zahlenmäßig exakte Nachweis von der Häufigkeit neurasthenischer Erkrankungen in verschiedenen Kulturperioden der Menschheit nicht sich erbringen läßt — so viel steht unumstößlich fest, daß degenerativ-neurasthenische Konstitutionsanomalien die Kulturmenschheit gequält haben, so lange wir Kunde von ihr besitzen. Und das ist schließlich nicht besonders auffällig oder überraschend, sondern beinahe selbstverständlich für den, der mit geläuterten biologischen Anschauungen an die Betrachtung dieser Dinge herantritt.

Ein besonderes Beispiel mag das erläutern.

In einer soeben erschienenen, sehr lesenswerten Abhandlung über: Die vegetarische Lebensweise bei Gesunden (Beihefte zur medizinischen Klinik. V. Jahrgang, Heft 3, 1909) wirft Determann die Frage auf: „Könnten wir denn plötzlich alle zur vegetarischen

Kost übergehen?" Nun, meint er mit Recht, so ohne weiteres wohl nicht. Jedenfalls nicht ohne längere Gewöhnung. Und zwar hat das seinen Grund darin, daß unser Verdauungskanal nicht die Organisation, vielfach auch nicht die Länge und den Drüsenapparat besitzt, um die zellulosereiche Pflanzenkost derartig der Resorption im Darme zugänglich zu machen, daß keine Unzuträglichkeiten, vor allem keine Darmstörungen entstehen. — „Nur durch Generationen könnten wir uns langsam wiederum einen Darm, der für reine Pflanzenkost geeignet ist, erwerben."

Das ist sehr vorsichtig ausgedrückt und doch meiner Meinung nach immer noch viel zu viel gesagt. Die in thesi zugegebene Möglichkeit, in — sagen wir übersehbaren — Generationen eine Kulturmenschheit mit rein vegetarischem Darm (s. v. v.) durch bloße Angewöhnung an allmählich immer einseitiger gestaltete, vegetarische Lebensweise entstehen zu sehen, enthält eine biologische Utopie. Erworbene Angewöhnungen derart vererben sich nicht ohne weiteres weiter, wenigstens nicht bei dem artfest gewordenen Menschen. Auf diesem Wege geht es — der Vegetarianer sagt leider, ich sage im Sinne der menschlichen Artfestigkeit: glücklicherweise — eben nicht. Theoretisch freilich wäre wohl ein gangbarer Weg denkbar. Die Tierzüchter können ihn uns zeigen. „Der Darm der Menschen," sagt Determann, „ist sicherlich individuell verschieden." Diese phylogenetisch erworbene, jetzt individuell

auftretende Verschiedenheit ist vererbbar. Wenn man ganz einseitig nur solche Individuen zum Fortpflanzungsgeschäft zuließe, die durch Versuche als der einseitig vegetarischen Kost gewachsen sich erwiesen haben, so könnte man vielleicht eine langdarmige, vegetarische Rasse züchten. Anders kaum. Denn die natürliche Auslese versagt diesem Problem gegenüber, weil, wie die Dinge nun einmal liegen, die kurzdarmigen, fleischfressenden Varianten (die eben die Mehrzahl bilden) im Kampf ums Dasein den langdarmigen pflanzenfressenden Menschen gegenüber kaum im Nachteil sind. Eher umgekehrt. Die biologischen Ansichten für den reinen Vegetarianismus sind also schlecht, wenn nicht die Kulturmenschheit sich entschließt, durch drakonische Ehegesetze ganz einseitig auf diese Spielart sich selber umzuzüchten! Sollte es nicht vorerst noch wichtigere Kulturaufgaben geben?

Dieses Beispiel soll besser als alle theoretischen Deduktionen die Verkehrtheit der Vorstellung vor Augen führen, als ob äußere Einflüsse des Kulturmilieus imstande wären, durch Vererbung erworbener Eigenschaften die Menschheit kurzfristig in ihrer ganzen Organisation umzuzüchten. Das aber setzt die Degenerationsfurcht voraus, von der wir ausgingen.

Kein Grund, auch nicht der leiseste Schatten eines Grundes läßt sich für die Ansicht vorbringen, daß das Gehirn des Griechen zur Zeit der Blüte Athens im Durchschnitt nicht schon ebenso hoch organisiert, nicht

schon ebenso fein differenziert gewesen sei, wie das des Germanen im 20. Jahrhundert. Ebensowenig läßt sich annehmen, daß die Breite individueller Schwankung in Veranlagung und Funktion damals eine wesentlich engere gewesen sei wie heute. Genau wie heute müssen daher äußere Schädlichkeiten individuell dieselben Abwegigkeiten hervorgebracht haben. Der Niedergang einer Kultur hängt von anderen Ursachen ab, als bloß von den individuell erworbenen neurasthenischen Zuständen einer oder mehrerer Generationen.

Alle diese Erwägungen sprechen nicht gegen die Bestrebungen einer der biologischen Grundgesetze sich wohl bewußten Eugenik. Im Gegenteil.

Hätte v. Ehrenfels Recht, wäre es wirklich schon so weit gekommen, daß naturnotwendig ohne radikalen Umsturz unserer auf der Monogamie aufgebauten ethischen Kultur der Untergang der arischen Rasse vor der Tür stände, müßten wir wirklich, um uns gegen Japaner, Mongolen und andere mehr oder weniger gelbe Zeitgenossen zu behaupten, definitiv zur Spermaspritze greifen, dann wäre das Leben doch wohl kaum noch lebenswert, dann wäre es besser — Herr v. Ehrenfels möge mir das nicht übel nehmen — es würde mit unserer Kulturmenschheit Schluß gemacht!

Ist es aber richtig, daß im Gesamtkeimplasma unserer Rasse ein durch die Jahrtausende aufgespeicherter, fast unerschöpflicher Schatz biologisch kräftiger Erbwerte verborgen liegt, der durch äußere Ein-

flüsse, sei es der Kultur oder der Unkultur, in Generationen nicht verändert werden kann, der dagegen durch zielbewußte Paarung übereinstimmender und guter Gesamtkonstitutionen zur Erhaltung, zur Auffrischung, ja zur Aufbesserung der Rassenvitalität unbeschränkt zur Verfügung steht — dann braucht das „lähmende Entsetzen" vor dem degenerativen Zusammenbruch der Menschheit uns noch nicht das Leben und die Freude am Dasein zu verekeln.

Nur eins noch. Doktert biologisch nicht zu viel an der Menschheit herum! Schafft Kulturwerte, bessert das soziale Los der einzelnen und damit der Gesamtheit, helft den Schwachen und Elenden, aber laßt für die vitale Zukunft des Geschlechtes — unter vernünftiger Beachtung biologisch-hygienischer Grundsätze — die allwaltende und ewig schaffende Natur selbst sorgen!

Die Anpassungsfähigkeit des menschlichen Gehirns an neue soziale Verhältnisse, an die Wirkungen technischer Fortschritte und veränderter Lebensführung ist viel größer, als die Kulturpessimisten uns glauben machen wollen.

Nicht daß man von Rostock nach Berlin in 4 Stunden und von Hamburg nach New-York in 5 Tagen gelangen kann, macht den modernen Menschen nervös. Nervös werden wir dagegen fast alle, wenn wir, um von Rostock nach Roebel (kleine Stadt im südlichen Mecklenburg) zu gelangen, 5 Stunden in der Klingelbahn sitzen müssen.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme, Wien.